
Religion und Priester.

Dreizehntes Stück.

Beleuchtung des Priesterstandes.

Fortsetzung.

Da wir in dem vorhergehenden Stücke den Priester von derjenigen Seite aufgestellt haben, in welcher er sich auf der Kanzel zeigen soll, so wollen wir ihn igt als Beichtvater, als Trosteinsprecher am Krankenbette, und dann als leuchtendes Beispiel in seinem sittlichen Wandel beurtheilen.

Der Priester im Beichtstuhle hat dreierlei Pflichten zu erfüllen. Die Pflicht eines Richters, eines Rathes, und eines Arztes. Daß diese Pflichten von einer großen Wichtigkeit seien, daß sie sehr viele

XIII. Stück 2. B. R Kenntz

Kenntnisse, richtige Beurtheilungskraft
 und überhaupt eine sehr gesunde Philoso-
 phie erfordern, brauchen wir wohl nicht
 zu beweisen. Es ist kein geringes Amt
 ein weltlicher Richter zu sein; um so schwe-
 rer ist es, die Stelle eines geistlichen Rich-
 ters zu vertreten. Beide haben einerlei
 Pflichten; nur mit dem Unterschiede, daß
 jener mehr den Weg der Gerechtigkeit, die-
 ser mehr den Weg der Gnade gehen muß:
 daß also der geistliche Richter viel Güte,
 viel Milde und entfernt von abschreckender
 Strenge sich bezeigen soll. Wir wissen
 wohl, daß diese Meinung derjenigen ge-
 rade entgegen ist, welche von den meisten
 der neueren angenommen und befolget
 wird. Allein wir glauben, daß wir bei
 der Behauptung des Gegentheiles die Ver-
 nunft und das Beispiel Jesu Christi auf
 unsrer Seite haben. Warum soll der Prie-
 ster im Beichtstuhle so sehr strenge sein?
 Aus welchen Ursachen kann er es, muß
 er es sein? Der Beichtstuhl ist nicht der
 Ort, wo ich das Urtheil der Verdammung,
 sondern der Gnade erwarte, und der Prie-
 ster sitzt hier statt des Ewigen, der allen
 Gnade.

Gnade versprochen hat, die sie bei ihm suchen. Wenn ich aber in Beichtstuhl gehe, so ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, daß ich aus keiner andern Ursache mich dahin verfüge, als die Gnade zu suchen, die mir mein Erlöser versprochen hat. Freilich ist diese Gnade nicht jedem so auf geradehin verheissen, sondern unter gewissen Bedingungen, welche die Kirche festgesetzt hat. Ob ich diese Bedingungen erfüllen will, oder nicht, kann doch der Priester unmöglich anders wissen, als durch mich selbst; indem er zwar die Gewalt hat, die Sünden zu vergeben, aber nicht Herz und Nieren zu prüfen. Dieses ist nur Gott allein bekannt, und diesem muß es auch der Priester im Beichtstuhle überlassen, ob der Büßende Gnade erhalten wird, oder nicht; denn er kann weiter nichts, als sie ihm zusagen, sie ihm im Namen Gottes versprechen, wenn er alles erfüllen will, was zur Erlangung der Gnade nöthig ist; aber mit Zuverlässigkeit kann er zu keinem sagen: du hast die Verzeihung erlanget, und du nicht; weil vielleicht just derjenige, bei dem er

alles gefunden zu haben glaubt, was Verzeihung der Sünden erlanget, nichts in Wahrheit davon haben kann, und dann ist jede Lossprechung, und wenn sie selbst von Rom käme, fruchtlos, und so im Gegentheil.

Wahrhafte Reue, fester, ernsthafter Vorsatz, und Verrichtung der auferlegten Buße sind nebst dem aufrichtigen Geständnisse aller bewußten Sünden die Bedingungen, unter welchen der Beichtende Verzeihung erlangen kann. Daß ich diese vier Bedingungen erfülle, muß jeder Priester auf mein Wort glauben, und es wäre unvernünftig, wenn einer sagen wollte: ich erfülle sie nicht. Gott allein kann wissen, ob ich ein zerknirschetes Herz habe; ob ich den festen Vorsatz gefaßt, das Laster zu fliehen, und ob mein Bekenntniß aufrichtig sei. Der Priester kann also freilich im Beichtstuhle hintergangen werden; aber dieser Betrug kann ihm unmöglich präjudizierlich sein, da es in seiner Macht nicht ist, in das Innere seiner Beichtkinder zu sehen, Unmöglich kann also der Beichtvater

vater selbst in Ansehung seines eigenen Heils das geringste wagen, wenn er jeden, der äußerlich verspricht, alle Bedingungen zu erfüllen, von seinen Sünden los sagt. „ Aber kann es nicht gewisse Fälle geben, wo man die Losprechung zurückhalten muß, besonders, wenn es offenbar ist, daß der Büßende nie einen festen Vorsatz hatte, das Laster zu fliehen? Und ist es eines Theils nicht sicherer, die Losprechung in solange zu verschieben, bis man eine gewisse Ueberzeugung habe, daß es des Büßenden ernster Wille sei, sich zu bessern? “ Diese zwei Fragen setzen zwei Bedingungen voraus. Erstens: ob man gewis wissen könne, daß der Vorsatz des Büßenden niemals aufrichtig gewesen sei; und zweitens: daß man sichere Kennzeichen haben könne, von dem wahren Vorsatze. Wir glauben, daß beides schlechterdings unmöglich sei. Und das wollen wir beweisen.

Wie kann je ein Mensch die Aufrichtigkeit des Vorsatzes untersuchen, der eine Handlung der Seele ist, und von dem ein anderer keine andre Wissenschaft haben kann,

als die ich ihm selbst davon gebe? Wenig
ich nun sage: Ich habe einen Vorsatz ge-
gefaßt, ihn mit ganzer Seele gefaßt, dies
ses zu thun; muß er es mir nicht glau-
ben, oder wäre es nicht Thorheit, wenn
er sagte, du hast ihn nicht? Wie kann al-
so der Beichtvater gewis wissen, der Vor-
satz des Büßenden sei nicht aufrichtig, oder
er habe keinen gehabt? — Aus den Hand-
lungen, wenn diese dem Vorsatze entspre-
chen. — Gut, das ist freilich das sicher-
ste Kennzeichen, daß der Vorsatz zur That
wurde, aber noch nicht, wenn die That
ausbleibt, daß auch kein Vorsatz war.
Man braucht eben nicht viel Philosophie
um einzusehen, daß Vorsatz und Hand-
lung zwei verschiedene Dinge seien. Der
Vorsatz muß zwar der Handlung unum-
gänglich vorgehen, aber diese ist nicht im-
mer eine nothwendige Folge des ersten.
Der Vorsatz ist allein das Werk der Seele.
Nichts kann diese hindern ihn zu fassen;
aber ihn zur That zu machen, hängt nicht
nur so ganz allein von ihr ab. Da kom-
men Zeit, Gelegenheit, tausend andre Re-
bendinge im Wege, welche den Ubergang
vom

vom Vorsatz zur That entweder erleichtern,
 oder erschweren; da setzen sich oft Hin-
 dernisse entgegen, welche den besten Vor-
 satz nicht zur That werden lassen. Wenn
 nun die Handlung ausbleibt, die aus dem
 Vorsatze folgen sollte, kann ich schliessen:
 also war auch kein Vorsatz, weil keine
 Handlung ist? Das wäre gewis die elen-
 deste Logik, die einen solchen Schluß ma-
 chen lehrte. Der den Menschen studiret,
 der mit einem genauen philosophischen Au-
 ge den Gang der Seele geprüfet, und ihm
 nachgeforschet hat, wird finden, daß wir
 immer sehr schnell im Vornehmen, aber
 langsam im Ausüben sind, und die Ursa-
 che hievon liegt in dem Menschen selbst,
 liegt ohne seine Schuld oft in ihm. See-
 le und Leib sind zwei verschiedene Wesen,
 eins dem andern untergeordnet, beide sich
 oft entgegen strebend, und welches die
 Herrschaft über das andere behält, das
 siegt. Die Seele wird nie das Uebel ver-
 langen. Sie ist stets auf das Gute gerich-
 tet, denn sie ist von ihrem Ursprunge gut,
 und das, was in seinem Ursprunge gut
 ist, kann nie böß werden; aber das Ver-
 lan-

langen des Körper, (oder sollen wir der
 Sinne sagen, der Unterschied ist nur in
 Worten nicht in der Bedeutung) lenkt sich
 oft, sehr oft auf die Seite des Übels.
 Diese herrschen nun sehr oft über den Willen,
 oder besser zu sagen, der Willen ist
 ein Kind unserer Sinne; denn kaum macht
 ein Gegenstand einen Eindruck auf selbe,
 so ist auch schon der Willen, oder das
 Verlangen nach diesem Gegenstande da: er
 selbst ist also keine Kraft der Seele, son-
 dern er ist ein Eigenthum unsrer Sinnen,
 die ihn jedesmal erzeugen, so oft ein Ein-
 druck auf sie geschieht; aber diesen Willen
 zu bestimmen ist Eigenthum der Seele;
 denn sie allein kann urtheilen von dem
 Guten oder Bösen, und also entscheiden,
 wornach man greifen soll. Es kommt al-
 so izt darauf an, ob der Willen so der
 Seele untergeordnet ist, daß er jedem ih-
 rer Befehle gehorsam sich erweist, oder
 nicht. Diese Unterwerfung des Willens
 unter die Gesetze der Seele hängt von den
 Umständen unsrer Erziehung ab. Ist es
 da verabsäumt worden, der Seele die
 Oberherrschaft über den Willen zu verschaf-
 fen,

fen, wo es nur allein geschehen kann, ihn unter ihren Zeppter zu bringen; hat in den ersten Jahren unsers Daseins der Willen den Kapzaum, der ihn bändigen konnte, der Seele entrissen, so wird sie sich vergebens bemühen, selben jemals wieder zu erhaschen, er wird, gleich einem wilden unbändigen Rosse sein, das seine Freiheit fühlt, und nach dem mit aller Macht auswirft, der es haschen will. Und daraus läßt sich nun erklären, warum wir zwar immer schnell im Vornehmen, aber so langsam so unthätig zum Handeln selbst sind, wenn diese Handlungen einen Zwang unsers Willens erfordern. Daraus läßt sich erklären, warum der festeste, aufrichtigste Vorsatz nie zur That wird; denn die Seele, welche gleich in der Jugend — und wie das in den meisten Erziehungen geschieht — die Herrschaft über den Willen verloren hat, kann nun nichts mehr thun, als sich vornehmen, so zu handeln, wenn ihr der Willen gehorchen möchte; aber ihn zu zwingen, dazu hat sie keine Kraft mehr. Wenn man nun dieses reif überdenkt, so wird man sich bald überzeugen, daß gar
keine

keine Strenge von dieser Seite im Beichtstuhle sein kann; denn man wird immer überlegen, was der Mensch nach den Umständen, in welchen er sich befindet, in welchen er sich von seinen ersten Jahren an befunden hat, thun kann; aber nicht, was er nach der Vorschrift eines kalten Moralisten thun sollte, der den Menschen oft nicht anders kennt, als wie er ihn sich in seiner Studierstube geträumet hat, und da kommt denn oft so eine Art vom Menschen heraus, den man auf der unsichtbaren Insel des Diogenes nicht finden würde. Sich ein Ideal vom vollkommenen Menschen errichten, und nach diesem einige kalte, trockene Moralgeseze abstrahiren, ist ein ganz leichtes Ding, das man bei einem guten Glas Wein ohne alle Mühe verrichten kann; aber die wirklichen Erdengeschöpfe nach diesem Ideale zu realisiren, dazu gehört mehr als Bohnen von Linsen zu unterscheiden. Es ist also nie möglich aus den Handlungen jedesmal auf den Vorsatz zu schließen; denn die Seele des Büßenden kann in dem Augenblicke, wo sie im Beichtstuhle ist, den

festen

festesten Vorsatz haben, und dann können doch Umstände, wilder, unbändiger Willen immer ihren Vorsatz vereiteln. — Die Seele soll den Willen besiegen. — Das läßt sich leicht reden; aber woher soll sie das können, wie soll sie das können? Dafür ein Mittel, meine Herrn Moralisten,

Eben so verhält es sich mit denjenigen, die man Gewohnheitsfünder (Con-
suetudinarii) nennet. Wie kann der Beicht-
vater urtheilen, gegründet urtheilen, bei
diesem sei die Sünde Gewohnheit, bei je-
nem nicht? — Wenn der Beichtende immer
wieder die nämliche Sünde in Beichtstuhl
bringt, entweder in gleicher, oder gar in
größerer Zahl. — Schön gesprochen, wenn
gleich ein bißchen leicht und falsch. Wir
wollen ein kleines Beispiel geben, um den
Grund, worauf sich dieses Urtheil stützt,
besser zu beleuchten. Wir nehmen an C.
beichtet zum erstenmale, er habe sechsmal
ein Verbrechen begangen, vermög welchem
er sich der Uibertretung des sechsten Ge-
botes schuldig gemacht. B. hingegen be-
kennt, er habe es nur dreimal gethan.

Der

Der Beichtvater versagt Ihnen die Lossprechung, heißt sie wieder kommen, in drei, vier, fünf Wochen. Sie kommen. C. klagt sich achtmal an, B. nur einmal. Welcher ist ein Gewohnheits Sünder? Unstreitig C. ruft hier der Moralist aus. — Woher können Sie so gut rathen mein Herr? — Das ist leicht einzusehen. Achte sind mehr als eins. — Arithmetisch richtig — also hat C. die Sünde zur Gewohnheit, B. aber nicht, denn die Zahl drei ist auf eins herabgefallen. — Weise und vortreflich gesprochen. Aber braucht man den sonst im Beichtstuhle auf nichts anders Achte zu haben, als außs addiren und subtrahiren? Kömmt gar nichts anders in Erwägung zu ziehen? Wir glauben ja. Sind Umstände, Zeit, Ort und Gelegenheit nichts, die eine Sache verringern, oder vergrößern können? Wir wollen's sehen. Wie, wenn C. täglich der Gelegenheit ausgesetzt wäre, wenn er die Person, mit der er so oft schon gefallen ist, und vielleicht noch fallen wird, stets um sich hätte, wenn er der Versuchung fünf, sechsmal widerstand, eh er einmal fiel: B. aber sähe diese Person

von nur die ganze Zeit hindurch drei-
 mal, er hätte zweimal gesiegt, wäre aber
 gleich das drittemal gefallen, und von
 dieser Zeit an hätte er sie nie mehr gesehen,
 welcher wäre schwächer, bei wem wäre
 diese Sünde mehr Gewohnheit? Nun wer-
 den sie wohl doch gestehen, daß B. schwä-
 cher wäre, als C., daß es bei diesem weni-
 ger Gewohnheit sein müßte, als bei jenem
 da er die Gelegenheit öfters gehabt, und
 immer länger gekämpft hätte, eh er unter-
 lag, wenn sie nun den C. ohne Losspre-
 chung entliessen, weil sie ihn nach ihrer
 arithmetischen Moral für einen Gewohnheits-
 sündler gehalten hätten, und dem B. die
 Lossagung ertheilten, geschähe dem armen
 C. nicht unrecht? Sie sehen also, daß hier
 Ihre gewöhnliche Weisheit einen gewalti-
 gen Hofsprung begangen hätte. Aber ge-
 setzt, sie wollten von dieser Seite izt siche-
 rer gehen; Sie wollten fragen: Wie viel-
 mahl C. widerstanden habe der Versu-
 chung, wie vielmahl B.? C. würde sagen,
 Ich habe sechsmaal widerstanden, eh ich
 unterlag; B. gäbe zur Antwort, nur zwei-
 mal, das drittemal — war ich ein Mensch
 und

und fiel! Sie wollten nun Ihr Urtheil umkehren, wollten den guten E. in Frieden ziehen lassen, dem B. aber die Losprechung aufschieben; abermal nach Ihrer arithmetischen Regel: Zwei sind weniger, als sechs. Glauben Sie wohl, daß Ihr Urtheil nicht schief wäre? — Wie könnte das zugehen? — Ganz natürlich, und alles ohne Zuthuung irgend eines bösen Geistes. Nehmen wir an E. hätte jedesmal den Gegenstand seiner unreinen Begierden in Gegenwart vieler Leute gesehen; hätte weder Ort noch Zeit gefunden, welche ihm eine schicksame Gelegenheit anboten, seine thierische Wünsche zu befriedigen, das siebentemal befand er sich mit ihm allein, und er erlag der Versuchung. B. hingegen hätte jedesmal diesen Gegenstand an einem abgelegenen Orte allein gesehen; Zeit, Ort, Kleidung, andre Nebendinge hätten ihn zur Wollust gereizet, er siegte aber zweimal über seine Leidenschaft, eh er das drittemal fiel, auf welcher Seite wäre die Schuld grösser? Sehen Sie also, wie hart es ist, zu unterscheiden, welcher ein Gewohnheitsünder sei,

sei, und welcher nicht. Freilich geben Sie
 den Rath, dem die Besserung Ernst ist,
 der muß alles meiden, was ihn zur
 Sünde reizen kann. Es ist das Klügste,
 es ist das einzige, was man zu thun hat,
 und thun muß: denn wir sind nur tugend=
 haft, wenn wir keine Gelegenheit haben,
 das Gegentheil zu sein. Aber läßt sich auch
 immer jede Gelegenheit vermeiden? Wir
 glauben, es ist hart, so was zu behaupten.
 Es sind gewisse Gelegenheiten, die
 uns die Pflichten unsers Standes selbst
 machen. Gelegenheiten, die wir nicht ver=
 meiden können, ohne die ganze menschliche
 Gesellschaft zu fliehen. Freilich ist in der=
 gleichen Fällen kein besserer Rath, den uns
 die Vernunft geben kann, als die Augen
 zuzuschließen; allein ob unser Willen geschickt
 ist, diesen Rath anzunehmen, das hängt,
 wie wir oben gesagt haben, von Umstän=
 den ab, die nicht in unsrer Macht waren;
 und befinden wir uns nicht in dergleichen
 Umständen, hat der Willen die Oberhand
 über die Seele erhalten, so kann ein sol=
 cher jedem, der ihm den Rath giebt,
 die

die Augen abzuwenden, oder sie gar zu
zurüchen, mit Terenzen zuzurufen: tu si hic
sis aliter sentias.

Verlangen, daß der Büßende die
Sünde, deren er sich angeklagt hat, nie
nach der Beicht wieder begehen solle, ist
eine der härtesten Forderungen, wenn
nicht vielleicht gar eine unmögliche. Und
diese Lehre, wenn sie gleich nicht geradezu
auf den Novazianus hinausläuft, so gränzt
sie doch sehr stark an ihm; denn so wie
die Anhänger dieser Irreligion behaupteten,
daß einer, welcher gesündigt habe, nicht
wieder könne in den Schoos der Kirche
aufgenommen werden, so fordern die Ri-
goristen, daß man den Sünder nicht eher
aufnehmen soll, bis er die Sünden, deren
er sich anklaget, nicht wieder begehet,
und so glauben wir behaupten zu können,
daß, wenn man nur demjenigen, welcher
eine oder die andere Sünde nicht wieder
begehret, die Lossagung ertheilen wolle,
unter hundert Beichtenden vielleicht kaum
einer sein wird, der sie erhaltet, und
bis

Die übrigen neun und neunzig werden stets abgewiesen werden. Ob ein solches Verfahren im Beichtstuhle nützlich sei? Ob es nach dem Beispiele Jesu Christi geschehe? Dieses wollen wir untersuchen.

Was gewinnt der Beichtvater, wenn er die Büßenden von sich läßt, ohne ihnen die Lossagung ihrer Sünden zu ertheilen? Soll es ein Mittel sein, den Sünder zu bessern? Dieses nicht. Wie glauben vielmehr, daß es endlich demselben alle Lust zur Buße benimmt. Daß er, ohnehin gewis nicht losgesprochen zu werden, wenn er mit den nämlichen Sünden wieder in den Beichtstuhle kömmt, länger verzögert denselben zu betreten. Daß er sich gewöhnt zu sündigen, ohne die Lossagung zu erhalten, und daß er endlich sich überredet, der Lossagung, oder des ganzen Sakramentes der Buße gar nicht zu bedürfen. Diese Strenge ist also mehr zum Schaden, mehr zum Verderben, als zum Heil des Sünders, der vielleicht durch eine öftere reuvolle Beicht, durch einen öfters wiederholten Vorsatz es endlich

doch dahin gebracht haben würde, daß
 Laster zu meiden, welches ihn so fest hielt;
 ja diese Strenge beraubt ihn der Mittel,
 sich von den Banden des Lasters loszurei-
 fen; sie entzieht ihm die Arznei, welche
 ihn von seiner Sündenkrankheit heilen
 konnte. Uns lehret der Glaube, daß die
 Sacramente die verlorne Gnade wieder er-
 theilen, wie diese der Taufe, und der
 Buße; daß sie die Gnade in uns vermeh-
 ren, wie das Sacrament des Altars und
 die übrigen: wird nun der Beichtende ohne
 Lossagung entlassen, so erhält er erstens
 die Gnade nicht wieder, die er durch sei-
 ne schwere Sünden verloren hat; er wird
 des Sacraments des Altars beraubt, wel-
 ches die heiligende Gnade in ihm vermeh-
 ret hätte, und vielleicht hätte er eben durch
 diese vermehrte Gnade Stärke genug er-
 halten, ein frommeres, tugendhafteres
 Leben zu beginnen. Was muß endlich diese
 Strenge bei dem einfältigen Landmanne
 für Eindrücke machen! Muß sie ihn nicht
 ganz vom Beichtstuhle zurückscheuchen? Muß
 sie ihn nicht dahin bringen, an der Gna-
 de zu verzweifeln? Die Erfahrung ant-
 wortet

wortet auf diese Fragen. Wo soll der Landmann, der einfältige Landmann eine Beruhigung finden, wenn sie ihm an demjenigen Orte versagt wird, wo er sie nur allein zu finden glaubt? Der Gedanke, du bist nicht losgesprochen worden, setze seine Seele in Verzweiflung. Er hält sich für einen auf ewig von Gott verworfenen Sünder, für den keine Hoffnung zur Gnade mehr übrig ist, und Kleinmuth, gefährliche Melancholie ist die Folge davon, welche oft solchen armen Leuten das Leben raubet. Ein Beispiel davon kann uns eine Anekdote geben, welche sich erst vor einem Jahre in Währen zutrug. Ein eben allzu strenger Beichtvater versagte einem Manne die Lossagung, weil er für sich und seine Kinder das Brod durchs Geizen in den Wirthshäusern verdiente, und da Gelegenheit zu den Sünden hatte, deren er sich in der Beicht anklagte. „Ich kann euch nicht eher lossprechen, sagte der unvernünftige Mann, als bis ihr mir versprechet, diese Gelegenheit zu meiden!“ ohne zu bedenken, daß wenn dieser arme Musikant seine Geige an die Wand häng-

gen wollte, er und seine Kinder Hungers sterben müßten. Der Beichtende fühlte die Unmöglichkeit dieser Bedingung, und entdeckte sie dem Beichtvater; allein dieser, der in seiner Moral gelesen hatte: man müsse die Gelegenheiten meiden, ohne auf die besondern Umstände acht zu haben, welche diese Vermeidung der Gelegenheit unmöglich machten, blieb hartnäckig auf seiner Forderung und entlies den Beichtenden, ohne ihm die Lossagung zu ertheilen. Von diesem Augenblicke an verfiel der Arme in eine finstere Melancholie; er wurde krank, und starb, weil er sich auf ewig verloren glaubte. *) Und dergleichen Beispiele könnten wir mehrere anführen.

Chri-

*) Wir könnten diesen Priester mit Namen nennen, wenn wir nicht aus Menschenliebe seiner schonen wollten. Er wird sich nicht verkennen, wenn er jemals diese Schrift lesen sollte, und dann wünschen wir ihm, daß er sich eine vernünftigeren Moral eigen machte, und überhaupt eine gesunde Philosophie zu erlangen suchte, welche allen diesen Rigoristen fehlet.

Christus, glauben wir, hat uns gezeigt, daß er für einen jeden die Mittel eingesetzt habe, durch welche er die Vermehrung der Gnade erlangen kann; und er selbst hat sie keinem verweigert. Freilich kann man einwenden, daß Christus als Gott, das Innerste der Menschen habe prüfen können, daß dieses dem Priester, als einem Menschen, nicht möglich sei, und folglich sei zu vermuthen, daß alle, denen Gott ihre Sünden vergeben, die aufrichtigste Reue und den festesten Vorsatz hatten. Ob nun dieses gleich wahr ist, so finden wir doch im Evangelium ein Beispiel, welches uns vom Gegentheile überzeuget. Am Tage, da sein Leiden began und er allen Jüngern die Füße wusch, so hat er sie auch seinem Verräther gewaschen. Gewis mußte dieses Fußwaschen noch etwas anders zu bedeuten haben, als blos ein Zeichen der Demuth des Erlösers: denn wie hätte er sonst dem sich weigernden Petrus sagen können: Wenn ich dir die Füße nicht wasche, so hast du keinen Theil an mir? Es ist also zu vermuthen, daß es ein Vorspiel der

Rei-

Reinigung war, welche wir im Sakramente der Buße erhalten; und diese Abwaschung wurde auch dem Judas ertheilt. Das Vorhaben des Verräthers war Christus bekannt. Warum wusch er ihm die Füße? Er wollte ihm das Mittel nicht nehmen, durch welches die Gnade in ihm verstärkt wurde, damit keine Entschuldigung von Seiten seines Verräthers statt fände, und er nur sich selbst die ganze Schuld seines Verbrechens beimessen könnte. Wir glauben, daß dieses hier sich anwenden lasse auf diejenigen, von welchen der Rigorist behauptet, daß ihr Vorsatz die Laster zu meiden, nicht ernsthaft sei. Ist er es auch nicht, nun so fällt die ganze Schuld auf ihn; weil er die Mittel nicht anwandte, die Gnade durch das Sakrament der Buße wieder zu erlangen, und durch den würdigen Empfang des Sakraments des Altars die Gnade zu vermehren. Aber dem, der dieser Mittel sich bedienen will, dieselben unter skolastischen Vorwänden versagen, dieses ist unbillig, ist unerlaubt.

Aus diesem, was wir eben gesagt haben, läßt es sich leicht abnehmen, wie sich der Priester im Beichtstuhle zu betragen habe als ein geistlicher Richter, welcher anstatt Gottes Vergebung der Sünden ertheilet. Es ist seine Pflicht, darauf zu merken, ob der Büßende ein aufrichtiges Geständnis aller Sünden mache. Er kann ihn fragen, ob er sein Gewissen hinlänglich erforschet, ob er jeden Umstand, welcher das Verbrechen entweder vergrößert oder verkleinert, getreu und aufrichtig angezeigt habe; aber er muß sich hüten, besonders bei Jünglingen, oder Mädchen in Sünden, die wider das sechste Gebot sind, sich nach diesen Umständen auf eine Art zu erkundigen, die sie ihnen erklärt; damit er sie nicht in manchem klüger mache, als sie waren, eh sie in Beichtstuhl traten. Wie mancher hat es uns selbst gestanden, daß er auf gewisse Gattungen von Sünden gar nicht verfallen wäre, wenn er sie nicht durch das allzuvielen Ausforschen, das sein Beichtvater mit ihm angestellet hat, erlernet hätte. In diesem Nachforschen, in dieser

Er=

Erkundung nach den verschiedenen Umständen ist die größte Behutsamkeit nöthig, und der geht immer am sichersten, der so wenig, als es sich nur immer thun läßt, fraget; denn hier ist zuwenig besser, als zu viel. Er kann sich um die Reue um den Vorsatz des Beichtenden befragen, kann ihm die Größe des Verbrechens vorstellen, welches er begangen, und die Verdammung, die er sich selbst zuzöge, wenn er den Beichtvater täuschen wollte; er kann ihm sagen: daß er in Ansehung seiner es leicht thun könnte, aber daß es unmöglich sei, den Unwissenden zu betrügen. Bleibt aber dieser bei dem Geständnisse, daß ihm seine Sünden leid thun, daß es ihn reue, den gütigsten Gott beleidiget zu haben, und daß es sein ernstester Wille sei, so viel es in seinen Kräften ist, das Laster zu meiden, so ist er schuldig, ihm die Loslassung zu ertheilen; denn auf diese Art hat er die Pflichten seines geistlichen Richteramtes erfüllt, und er ist frei von aller Schuld, wenn der Büßende nur im Munde aber nicht im Herzen Reue und Vorsatz hatte.

Der Beichtvater muß der Rath, er muß der Arzt des Büßenden sein. Diese beide Pflichten fordern genaue Menschenkenntnis. Es ist nicht genug, daß der Beichtvater den Sünder lossprecke, er muß ihm rathen, ermahnen, sich von den Banden des Lasters loszureißen, die ihn in seinen ewigen Untergang herab ziehen. Dieser Rath, diese Ermahnungen müssen überzeugend, sie müssen angemessen denjenigen sein, denen sie gegeben werden. Der Beichtvater muß also denjenigen kennen, dem er rathet, den er ermahnet. Seine Gründe müssen gedrängt, aber voll Stärke sein, und er muß sie ihm mit einer bündigen, nervigten, und hincureißenden Beredsamkeit ans Herz zu legen wissen. — Ach! wie wenige haben diese Gabe! — Es ist bei vielen gut, die Gründe, warum man das Laster meiden müsse, auch aus sinnlichen, zeitlichen Übeln zu nehmen. Wir glauben, daß das phisische oft mehr Eindruck macht, als das moralische, weil es auf das izzige Dasein mehr Bezug hat, und weil nur philosophische Seelen wahres Gefühl fürs geistige Schöne und Gute

te haben. Besonders trauen wir uns, den Landgeistlichen anzurathen, die Beweggründe, durch welche sie ihre Weichkinder überzeugen wollen, daß das Laster sie unglücklich mache, mit unter aus dem phisischen Uebel zu nehmen; denn es ist ganz sicher, daß der Landmann mehr Sinn als Geist ist. Hat der Weichvater die Stelle eines Rathes vertreten, so muß er auch den Arzt machen. Er muß seinem an der Seele Kranken die Mittel vorschreiben, durch welche er genesen kann. Aber seine vorgeschriebene Arzneyen müssen eine wirkende Kraft haben; sie müssen, wenn wir so sagen dürfen, aus der menschlichen Natur hergenommen sein. Diese Mittel müssen nicht in gewissen Gebetern zu diesem oder jenem Heiligen bestehen; denn daß sie von sehr geringer Kraft sind, lehrt uns die Erfahrung: sie müssen solche Mittel sein, durch welche er im Stande ist, die Gelegenheiten zu vermeiden; weil wir am sichersten Tugendhaft sein können, wenn wir die Gelegenheit zum Laster fliehen. Er muß zeigen, wie man der Versuchung widerstehen könne; und diese Arten den

Verz

Versuchungen zu widerstehen, müssen den
 verschiedenen Temperamenten angemessen
 sein. Denn was für den Phlegmatiker
 gut ist, ist es gewis nicht für den Kole-
 riker. Der Beichtvater, der Menschen-
 Kenntniß hat, der die Temperamente und
 die daraus entspringende Neigungen stu-
 dieret hat, wird leicht aus der Beicht sei-
 ner Büßenden das Temperament eines je-
 den errathen können; und der allein wird
 auch nur geschickt sein, wirkende Mittel
 dem Sünder zu geben, durch die er sich
 vor einen Mißfall bewahren kann. Wenn
 aber der Priester keine andere Kenntnisse
 sowohl von den Gebrechen der Menschen,
 als die Arten, sie davon zu heilen, in
 Beichtstuhl bringt, als die er sich von ir-
 gend einem Morallisten gesammelt hat;
 wenn er nicht selbst sichs angelegen sein
 läßt, genau zu untersuchen, was der
 Mensch kann, und was er nicht kann,
 wie weit die Vollkommenheit eines irdi-
 schen Geschöpfes möglich sei, so wird er
 nie ein guter Beichtvater werden, und es ist
 unumgänglich nothwendig, daß er in eins
 von beiden Extremen verfällt; entweder
 wird

wird er jeden lossprechen, ohne sich darum zu bekümmern, wie er ihn aus dem Beichtstuhle entläßt, ohne ihn zu ermahnen, ihm heilsame Mittel zu rathen; und er wird ein Layist im eigentlichen Verstande, oder er wird aus allzugrosser Bedenklichkeit, jeden ohne Lossagung entlassen, weil er immer von Zweifeln und lächerlichen, unvernünftigen Struppeln herumgetrieben wird, und er ist ein Rigorist. Und diese ist beinahe noch schlimmer, als der erste; denn er schadet vielleicht mehr, als jener.

Der Priester, als Seelsorger hat auch die Pflicht, den Sterbenden beizustehen, sie zur Reise jenseit des Grabes zu bereiten. Leider betrachten wenige diese Pflicht von derjenigen Seite, von welcher sie eigentlich betrachtet werden soll. Die meisten sehen das Krankenbette eines Sterbenden für den Ort an, der am geschicktesten ist, dem Menschen die Hölle recht gräßlich zu schildern, und all die Weinen mit den schreckvollsten Farben abzumalen, die seiner warten können. Daß dieses wider die Absicht sei, aus welcher man

man den Gefesselten zu einem Kranken ru-
 fet, ist unstreitig. Und wozu soll das im-
 merwährende Vorreden von Hölle und Teu-
 fel, von verdammt werden u. d. gl. bei
 einem Sterbenden, den ohnehin der Ge-
 danke an den Schritt in eine andere Welt
 schreckt, seine Gebeine zittern macht, und
 seine Stirne mit einem ängstlichen Schwei-
 ße nezzet? Soll es ihn vielleicht zur wahr-
 ren Buße bewegen? Dann ist es schon zu
 spät. In den Augenblicken, wo die Seele
 die Trennung vom Körper fühlt, ist sie zu
 keinen Verrichtungen mehr fähig. *) Die
 Zerrüttung der Maschine, die sie so lange
 be-

*) Freilich nicht bei allen. Aber diese weniz-
 gen, die mit voller Gegenwart des Geistes
 aus dieser Welt in eine andere treten, sind
 in Betracht der andern so gering, daß sie
 keine Ausnahme von der Regel machen kön-
 nen. Auch ist hier die Art ihres Todes
 sehr verschieden. Gemeinlich ist bei ihnen
 nur ein Haupttheil von der Maschine des
 Körpers angegriffen, und so sind alle an-
 dere Theile im Stande der Seele zu ihren
 Verrichtungen zu dienen. Anders aber ver-
 hält es sich, wo die ganze Maschine ange-
 grif-

bewohnet hat, betäubt sie gleichsam, und die Furcht für den Tod, den meisten Menschen eigen, treibt sie zwischen Furcht, Erwartung, Zweifel und Unruhe wie seinem Wirbel herum. Die Seele kann also nur empfinden, aber nicht mehr handeln; sie verhält sich so zu sagen nur leidend noch in dem Körper, ohne, wie sonst, zu wirken. Sie kann oft keine Reue, keinen Vorsatz mehr haben; sie hat selbst keine Erinnerung mehr an das Vergangene; und ihr Leben schwebet ihr nur ganz matt wie ein dunkler Traum vor, von dem sie sich mit harter Mühe noch eine höchst un-

voll-

griffen und zerrüttet wird auf einmal in allen ihren Theilen. Man kann sich hiervon keine bessere Vorstellung machen, als mit einer Uhr, deren Rette allein gesprengt ist, der Haupttheil der Maschine ist gestört, und darum steht freilich das ganze Werk still, aber die andern Theile sind alle unverletzt; in einem zerschmetterten Werke aber, ist jeder Theil aus seinem gehörigen Orte, und folglich keiner zu seinen gewöhnlichen Verrichtungen fähig.

vollkommene Vorstellung machen kann. Hat
 also der Sterbende in seinen heitern Stun-
 den weder Neue noch ernstlichen Vorsatz
 gehabt, so wird er keines von beiden in
 den Augenblicken mehr haben, wo er der
 Auflösung nahe ist: Denn wie kann er
 was bereuen, wie sich vornehmen, anders
 zu handeln, da er sich nicht mehr erin-
 nern kann, was er zu bereuen hat, was
 sein Vorsatz sein soll zu handeln? Diese
 Vordeklamationen werden also, ja sie kön-
 nen von dieser Seite die Absicht nicht mehr
 erreichen. Oder sollen sie vielleicht dazu
 dienen, ihn von sündhaften Gedanken ab-
 zuschrecken? Wie kann der Mensch sündi-
 gen, der sich keines Dinges mehr bewußt,
 dessen Sinnen ermattet, jede Empfindungs-
 nerve erschlaft ist? In dieser Stunde ist
 er weder zur Tugend noch zum Laster mehr
 fähig. Er fühlt nur, daß er ist, sonst
 nichts. Wozu also all die furchterwecken-
 den Zubereitungen bei einem Sterbenden?
 Wozu das in die Ohren schreiende Zuruf-
 fen, welches die Umherstehenden erschüt-
 tert, und dem Kranken höchst empfindlich,
 höchst schmerzhaft fallen muß. Was soll
 das

das Kerzencinhalten, durch welches oft der Sterbende noch brennende Schmerzen fühlet, wenn das heiße Wachs auf seine Hände oder auf seine Brust herabtropfet? Was nützt das Besprengen mit dem Weihwasser, das Geklitze der Lorettoglöcklein, wovon den Gesunden die Ohren gellen, und andere Mönchereien, die bei den Sterbenden, und zwar auf Anordnung vieler Geistlichen zu geschehen pflegen? Wozu dient alles das? Dem Sterbenden die Furcht zu vergrößern, die er ohne hin schon fühlet, die Schrecken des Todes, die seine Seele ängstigen, zu vermehren, und den Umstehenden ein Schauern, ein Abscheu bei der Erinnerung an die Stunde ihres Sterbens einzuflößen. Dieses geschehen wir, können diese fürchterlichen Zubereitungen, die man gemeinlich bei den Sterbenden machet, wirken, aber sonst nichts. Wir wissen zwar wohl die Meinung, welche viele haben von den Harten und starken Anfechtungen, die der Sterbende in der letzten Stunde seines Lebens vom Teufel anzusehen haben soll. Einige sind wohl gar so einfältig, daß sie
 sich

sich ein ganzes Heer von Teufeln vorstellten, welche das Bett des Kranken belagert halten, um seine Seele in den ewigen Schwefelpfuhl mit sich hinein zu reißen. Um nun diese höllischen Feinde, welche so hartnäckig in dem letzten Streite ihren Posten behaupten, und nicht weichen wollen, durch allerlei Ceremonien in die Flucht zu jagen, glauben sie, daß nichts bessers hiezu sei, als sie durch Loretoglöcklein, Wachskerzen, Weihwasser u. d. gl. von ihren Posten zu vertreiben. Allein man erlaube uns zu sagen, daß dieser letzte, harte und gefährliche Streit mehr in der Einbildung bestehe, als er wirklich ist, und dessen Erfinder nur — Mönche waren, die stets als Sieger aus diesem Kampfe mit reicher Beute beladen vom Krankenslager eines Sterbenden zurückkehrten. Wenigstens lehrt es uns die Religion nicht, daß die letzte Stunde unsers Lebens die gefährlichste sein solle. *) Christus sprach
 nir-

*) Wir können es nicht glauben; indem sich gar nicht von der Güte und Gerechtigkeit des ewigen Wesens denken läßt, daß es

nirgends davon, und als ein Glaubenssatz ist es auch nicht befohlen worden. Man kann also aller dieser Dinge entbehren, und man wird vernünftiger handeln, wenn man, anstatt dem Sterbenden den Tod durch die Furcht, durch das Schrecken

in einer Stunde, wo der Mensch keine Kraft, keine Stärke mehr hat, wo ihn die Weisheit verläßt, und wo er gewis unterliegen müßte, aller Macht der Hölle aufbieten sollte, ihn zu bekämpfen. Christus kam auf die Welt, die Gewalt des Teufels zu vermindern, die Pforten der Hölle zu verriegeln, und — seine Gesöpfe von den Strikken des Feindes loszumachen; aber nicht, der Hölle eine noch größere Gewalt zu geben, die Menschen desto sicherer in ihren Mächten zu verschlingen. Wenn der Mensch in der Sterbestunde den härtesten Kampf mit dem Feinde seiner ewigen Glückseligkeit zu streiten hätte; so wäre das just so, als wenn ein Monarch einen Krieger, dem das Alter die Rechte entkräftet, und unvermögend gemacht hätte, das Schwert zu führen, zwingen wollte, wider eine Menge gesun-

der

ken, durch die ängstlichen Zubereitungen, mit welchen man ihm seine Reise ankündigt, zu verbittern, ihm selbe lieber durch vernünftige Trostgründe, welche sich auf die Verheißungen unsers Erlösers stützen, zu versüßen sucht. Wir glauben wenigstens, daß es Pflicht sei, einem Kranken in den wenigen Stunden, die er noch zu leben hat, so viel Vergnügen, und beruhigende Hoffnung zu geben, als es nur immer möglich ist, und ihm die Trennung von dieser Welt so angenehm zu machen, als es sein kann. Ohnehin fühlen die meisten nur zu sehr, wie hart diese Trennung sei. Ein Vater, eine Mutter, die einen Haufen unmündiger Kinder um ihr Lager herumstehen sehen, und den Gedan-

T 2

ken

der Krieger zu kämpfen, und ihn dann, wenn der alte unvermögende Mann überwunden würde, mit ewigem Gefängnisse strafen sollte. Ob solch ein Verfahren gerecht wäre, mag ein jeder selbst urtheilen. Gewis könnte man nichts anders denken, als der Fürst habe gewollt, daß dieser alte Krieger überwunden werde, um ihn strafen zu können.

ken fühlen: diese muß du unversorgt in den Händen fremder oft unbarmherziger Menschen zurücklassen! Ein Gatte, der sich den Armen seiner ihn zärtlichliebenden Gattin entrissen fühlet; ein Freund, den die kalte Hand des Todes von dem Busen seines aufrichtigen, treuen Freundes in die Grube der Verwesung hinabstürzt; Reiche, ansehnliche Menschen, die Ueberfluß, Würde und Ansehen mit einem dunklen Grabe verwechseln müssen, alle diese werden nur zu sehr das Grauen des Todes empfinden; und warum soll man diese Schmerzen noch durch andere ängstende Zweifel und Furcht vermehren, die bei einer unphilosophischen Seele ohnehin selten ausbleiben? Warum will man es just darauf anlegen, den Lebenden, welche sich am Krankenbette befinden, ein Schaudern einzustößen, vermög welchem sie nie ohne Zittern einen Blick nach dem Grabe wagen, das ihnen so entsetzlich, so schrecklich vorkömmt? Wir glauben, daß es kein größeres Unglück für den Menschen gäbe, als eine übertriebene Furcht für den Tod, der uns vielmehr ein

ein Trost im Leiden, eine Hofnung in un-
ferm Elende sein soll.

Es läßt sich also leicht bestimmen, was für eine Pflicht der Priester am Krankenbette zu erfüllen habe, und was daselbst seine Verrichtung sein müsse. Nichts von dem bisher Gewöhnlichen; keine Drohworte, keine Vormalungen von Hölle und Teufel; sondern Trost, süßen, sanfterquikenden Trost soll er ihm einflößen. Er rede mit ihm von den Verheißungen seines Erlösers; von der Glückseligkeit, die seiner gewis wartet. Von der Nichtigkeit, dem Elende dieses Lebens, das wir auf Erden haben. Er zeige ihm, wie so vergänglich alles ist, wie eitel. Er ziehe ihn unvermerkt von allem zurück, das ihn an diese Erde binden könnte, und erwecke in ihm das Verlangen nach einer seligen Ruhe, wo alles Leiden ein Ende hat. Er schildere ihm den Tod, nicht als ein Uebel, sondern als ein Gut, welches der gütige Schöpfer dem Menschen gab. Er zeige ihm, daß das Schreckliche, das Grauensvolle des Todes nur in der Einbildung bestehe,

bestehe, die sich die Menschen von ihm machen. Er nenne ihn den Freund des menschlichen Geschlechtes, der allen die Pforten der Glückseligkeit öfnet, und darum gar nicht zu fürchten ist. Er führe ihm das Beispiel des Apostels, und anderer frommer, rechtschaffener Männer an, welche den Tod nicht gefürchtet, sondern vielmehr sich nach ihm gesehnet haben, um bald zum Throne der Herrlichkeit des Ewigen zu gelangen. Er bete mit ihm, oder bete ihm vor Gebeter, welche dazu gemacht sind, die Seele zu erheben, und ihr Trost einzulassen. Gute Gebeter sind in solchen Stunden eine unendliche Beruhigung für den Menschen. Dieses muß der Priester am Krankenbete eines Sterbenden thun; aber er hüte sich, selbst alle Hoffnung zum Leben zu nehmen. Er rede ihm stets so vom Tode vor, als wenn der Sterbende eher noch genesen könnte, als sterben; oder wenigstens, gebe er ihm gleiche Hoffnung. Diese ist einem Kranken immer ein großer Trost, und beruhiget ihn, wodurch er denn gesünder wird, den andern Ermahnungen sein

sein Ohr zu neigen. Wenn der Priester sich so am Krankenbete bezeigt, so wird er jedem Sterbenden willkommen sein. Man wird sich nach ihm sehnen, anstatt daß man ihn igt fürchtet. Der Kranke wird in ihm seinen Tröster, seinen Freund sehen, der ihn beruhiget, der die Schrecken verjagt, die seine Seele ängstigen. Die Umstehenden werden nicht mit Entsetzen, sondern mit Hoffnung an den Tod denken lernen, ja sie werden dadurch mit dem Gedanken an das Grab bekannter werden. Sie werden finden, daß es nicht so schauderhaft sei, sich des Sterbens zu erinnern, und eben dieser Gedanke wird sie an ihre Bestimmung, die sie hier haben, erinnern; sie werden sie um so freudiger zu erreichen suchen, jemehr sie der frohe Gedanken an den Tod, in welchem sie das Ende aller Leiden und die Belohnung für ihre Tugenden zu finden hoffen, dazu anspornen wird, und so wird der Sterbende ohne Schauder, ohne Angst, ohne quallvolle Furcht der kalten Hand des Todes die seinige reichen, und die Lebenden

den werden nicht mit Grauen und Entsetzen bei einem Grabeshügel vorüberreiten.

Wir haben nun den Priester gesehen, wie er sich auf der Kanzel, wie im Beichtstuhle und an dem Krankenbette zu verhalten habe. Drei Pflichten, die eine ausgebreitete Kenntniß und immerwährendes Studium erheischen, wenn er sie vollkommen erfüllen will. Es bleibt uns also izt noch übrig, den Priester von der letzten Seite zu beleuchten, welche die vorzüglichste aus allen ist: nämlich, sein moralischer Lebenswandel, ohne welchen er, wenn er gleich der beste Prediger, der vernünftigste Beichtvater, der beruhigendste Tröster ist, allzeit ein Irrlicht bleibt, welches die Gläubigen vom Wege des Heils in ewige Abgründe verführet, anstatt ihnen auf der Bahn der Tugend zu leuchten.

Es ist die Pflicht eines jeden Menschen tugendhaft zu sein; aber es ist die doppelte Pflicht eines Priesters. Diesen verbindet zu einem tugendhaften, rechtschaffenen Lebenswandel erstens die allge-
mei-

meine Pflicht, die ein jeder Mensch hat; zweitens sein Stand, in welchem er als ein hellbrennendes Licht anderen leuchten soll. Es ist eine allgemeine Regel, die man einem Erzieher giebt, seinen Zöglingen nichts in seinen Handlungen sehen zu lassen, das seinen Lehren widersprechen könnte; eben diese Regel muß um so mehr für den Priester gelten, welcher der geistliche Erzieher einer ganzen Gemeinde ist. Die besten Lehren, die der Priester von der Kanzel dem Volke geben kann, werden nie so viel nützen, wenn er sie nicht durch sein Beispiel bekräftiget. Worte erfüllen höchstens das Gedächtnis und lassen meistens das Herz leer; Beispiele aber graben sich unauslöschlich in unser Herz, und ziehen uns mit Gewalt zur Nachahmung. Wenn jemals eine grössere Wahrheit gesagt worden ist, so ist es die, die Peter Corneille in seinen Eid sagt. „Unterrichtet ihn durch Beispiele, und machet ihn vollkommen indem ihr eure Lehren in seiner Gegenwart durch Handlungen erkläret. „Wirken nun gute Beispiele auf das Herz der Menschen mehr, als die
be

besten Lehren; so machen schlimme Beispiele hingegen einen viel stärkeren Eindruck. Daß dieses wahr sei, lehrt uns die tägliche Erfahrung. Leider sieht man die Menschen mehr das Schlimme, als das Gute nachahmen. Und was soll sie erst abhalten vom Bösen, wenn sie in ihrem Seelenhirten, in ihrem geistlichen Lehrer ein Muster der Ausschweifungen haben? Wenn sie ihn selbst sehen seinen Lehren entgegen handeln, ihn, der ihnen das Wort des Herrn verkündigt. Was müssen die Leute denken, wenn sie denjenigen, der ihnen Früh die Mäßigkeit als eine gottgefällige Tugend schilderte, der die Trunkenheit als ein greuliches, unmenschliches, ja mehr als viehtisches Laster mit den stärksten Farben malte, wenn sie ihn am Nachmittage in dem Wirthshause bei vollen Gläsern sehen, taumelnd, keines seiner Sinnen mächtig, und jedes Gefühles beraubet? Was denken, wenn sie ihn, der so schön wider dieses Laster deklamirt hat, wie einen unbeweglichen Klotz nach Hause führen, und zu Bette legen müssen? Was soll der Wohlüstling glauben, wenn

wenn er denjenigen, dessen Stand jungfräuliche Zucht, unbefleckte Keuschheit nach den Gesetzen des Celibats heischet, der wider dies vielköpfigte Ungeheuer der Unzucht auf der Kanzel mit allem Eifer kämpfet, in Gesellschaften die unflätigsten Worte ausstosset, und durch seine Mienen, seine Gebärden und andere Handlungen sich als der ärgste Sibbarke bezeigt? Was soll der Bucherer, der Geizige, der harte, gefühllose Prasser auf die Lehren des Evangeliums achten, wenn derjenige, der sie ihm prediget, selbst Geld auf unerlaubte Zinsen ausborget, Schätze auf Schätze häufet, und gegen arme, nothleidende Menschen unbarmherziger ist, als der Mann in der Fabel des Gellerts vom Rhinoceros; der die Elenden, die Dürftigen mit Hunden von seinem Pfarrhofsse fortweiset, und lieber die Speisen verderben, das Fleisch von Wärmern verzehren und faulen läßt, als einen Hungerigen damit zu speisen? Und wie kann ein solcher Priester es wagen, auf die Kanzel zu treten? wie, das Volk zur Tugend ermahnen? wie, wider die Laster losziehen, die

er selbst begehret! Muß er nicht fürchten, daß man ihm zurufe, wie ein gewisser anonymischer französischer Schriftsteller sagt: *) „Was! Du verlangest, daß wir dir glauben, wann du uns zur Tugend rathest, und es scheineth doch, daß du dir selbst nicht glaubest. Wie kannst du verlangen, daß wir überzuet sein sollen, du glaubest das, was du sagst, da deine Handlungen uns beweisen, daß du das Gegentheil von dem glaubest, was du uns predigest? Willst du vielleicht durch deine Lehren widrige und entgegengesetzte Aufführung das Verdienst unsers Glaubens vergrößern? Willst du, daß wir dir glauben sollen, so zeige, beweise uns erst durch deine Handlungen, daß du dir selber glaubest!“

Ein Priester, der in seinem sittlichen Wandel sich nicht vollkommen unsträflich zeigt, verlieret die Achtung, die Liebe, das Zutrauen seiner Gemeinde, und macht sei-

*) In seinem Werke la Langue de celui qui instruit.

seinen Stand verächtlich. Seine Ermahnungen zur Tugend verlieren allen Werth; ja sie werden vielmehr zum Aergernisse. „Wie kann doch der die Tugend loben, sagt der Einfältige, da er selbst keine hat. Er soll erst sich bessern, eh er uns prediget! „ Und was das schlimmste ist, er ist die Ursache, daß die Einfältigen auch andere Priester nach einem solchen seine Würde entehrenden Manne beurtheilen. Er schadet den guten Sitten, und der Religion mehr, als zehn der ausgelassensten Spötter derselben es nimmermehr thun können: denn sein Beispiel reizt andere zur Nachahmung, giebt dem Rechtschaffenen Aergerniß, und macht die Religion verächtlich und geringschätzig. Das letzte ist, so zu sagen, eine nothwendige Folge. Wie sollen andere die Religion schätzen, da sie derjenige, der ihr Diener ist, selbst so öffentlich durch seine Handlungen verachtet?

Wie muß also der sittliche Lebenswandel eines Priesters beschaffen sein, wenn er seinen Stand ehren, und die dop-
pelte

pelte Pflicht, die er als Mensch, als Priester hat, erfüllen will? Er muß stets so vor den Augen der ganzen Welt wandeln, daß das schärfste Aug keinen Flecken in ihm entdecken könne. Seine Handlungen müssen der Beweis für die Wahrheit seiner Lehre sein, und sein ganzes Betragen den Stempel der evangelischen Vollkommenheit führen. Er sei das Muster, nach welchem sich seine Gemeinde modeln soll. Liebe zur Wahrheit, Eifer für die Tugend leuchte jedem in seinem Leben hervor. Und — freilich hat er Schwachheiten, denn er ist Mensch. — Und begehret er eine Schwachheit, o so sei er wenigstens so klug, sie den Augen der ihn beobachtenden Menschen zu entziehen, und auf immer zu verbergen, damit sie nicht zum allgemeinen Aergerniß werde. Wenigstens suche er den Ruf eines tugendhaften Mannes zu erhalten, den Schein der evangelischen Vollkommenheit zu beobachten, wenn er gleich innerlich fühlt, daß er ihn nicht verdiene; so wird seine Unvollkommenheit, so werden seine Schwachheiten keine nachtheiligen Eindrücke auf

die Herzen anderer Menschen machen, und er wird doch durch seine Lehren die Herzen seiner anvertrauten Schaafe der Tugend öffnen, wenn gleich das seinige derselben verschlossen bleibt. Aus dieser Ursache muß ein Priester die Unmäßigkeit im Trinken vor allen andern Lastern am meisten fliehen. Denn dieses Laster ist das unverzeihligste an ihm. *) Man kann erstens dassel-

- *) Freilich ist jedes Laster verabscheuungswürdig, aber wir glauben, daß das Laster der Trunkenheit eines der Unverzeihlichsten sei. Wo ist der Trieb in der Natur des Menschen, der ihn anreizt, sich so übermäßig mit Getränken zu beladen, daß er seiner selbst vergiftet, und sich unter das Thier herabniedriget? Wir fragten, wo dieser Trieb in der Natur des Menschen sei? Er ist nicht in der Natur eines einzigen, selbst unvernünftigen Geschöpfes. Und der Mensch allein kann aufhören, Mensch zu sein? Kann seinen Verstand verrücken, und seinen Sinnen alle Empfindsamkeit, sich selbst alles Bewußtsein benehmen. — O das ist das schändlichste, das unverzeihlichste aller Laster.

dasselbe nicht den Augen der Menschen entziehen. Der Trunkene entblößt seine Schwäche vor allen, und zu wie vielen andern Lastern führt nicht diese viehische Seuche. Zweitens ist ein solcher Trunkenbold in diesen Stunden seines betrunkenen Wahnsinnes, wo er alles Verstandes beraubt ist, zu keinen Verrichtungen seines geistlichen Amtes fähig, zu welchen er doch jede Stunde gefaßt sein muß. Wie, wenn in der nämlichen, Nacht in welcher er auf seinem Lager empfindungslos die Dünste des übermäßigen Getränkes verschläft, wenn in dieser nämlichen Nacht plötzlich einer erkranket, gefährlich erkranket, der die Sakramente der Sterbende empfangen muß. Kann er sie ihm reichen? Ist er im Stande, die Beicht des Kranken zu hören? Kann er ihm die Lossagung ertheilen? Kann er ihm die andern Sakramente reichen? Kann er mit ihm beten, ihn trösten, und Muth und Standhaftigkeit zur Reise jenseits des Grabes ihm einflößen? Wie soll er das können, er, der seiner selbst nicht bewußt ist? Und wenn der Kranke nun stirbt, wenn er ohne alle Vorbereitung, ohne

ohne diejenige nöthige Vorbereitung stirbt, welche die Kirche fordert, wessen Schuld ist es? Und welches Verbrechen veranlaßet er dadurch. — Ach! welches Vergerniß! Darum ist die Mäßigkeit eine der vorzüglichsten Tugenden, deren sich ein Priester befließen soll; denn sie macht ihn wenigstens fähig zu seinen Amtsverrichtungen; und andere Schwachheiten kann ein kluger Mann wenigstens den Augen der Menschen entziehen, wenn er sie gleich nicht vor den Augen des allsehenden Gottes verbergen kann.

So und nicht anders muß ein Priester in seinem sittlichen Wandel sich betragen, wenn er seiner Pflicht Genüge thun will. Und wenn nun jeder sich bestrebt, tugendhaft zu sein; wenn jeder nicht nur das Evangelium mit Worten, sondern mehr mit seinen Handlungen lehret; wenn er ein leuchtendes Beispiel allen ist, o wie verehrungswürdig, wie nützlich wird dieser Stand sein! Wie rühmlich seine Bemühung, wie entsprechend dem Beispiele des Stifters der Religion und seiner Jün-

ger, dem er nachahmen muß! Wie wird jeder die Tugend ehren, da er in seinem geistlichen Hirten einen so eifrigen Freund derselben sieht! Wie wird jeder die Lehren dieses Freundes der Tugend mit Aufmerksamkeit hören und sorgfältig in sein Herz verschließen, da ihm derjenige, der sie ihm prediget, für die Wahrheit derselben mit seinen Handlungen bürget! — — O möchten sich doch alle bestreben, so tugendhaft zu sein, als sie es sein sollten. — Aber warum sind es so viele nicht? Diese Frage wollen wir zum Beschluß beantworten.

Die Ursache von dem Verderbniß der Sitten vieler unserer Geistlichen kann man, ohne sich zu irren, in der allzugroßen Menge derselben suchen. Es ist gewis, daß eine überhäufte Zahl eines jeden Standes immer sehr viele schlechte Mitglieder unter sich haben müsse, und das theils wegen Mangel an Nahrung, theils weil oft solche dazu gelassen werden, welche keine hiezu nöthige Eigenschaften haben, und auch theils, weil eine allzuzahlreiche Menge

Menge eine genaue Aufsicht über ihre Sitten fast unmöglich macht. Wenn wir einen Blick auf die Zahl unsrer Geistlichen werfen, so finden wir, daß es deren so viele giebt, daß der hundertste Theil noch Ueberfluß wäre. Alle diese wollen leben. Aber wie? Das ist die Frage. Jeden in die Seelsorge anstellen, ist Unmöglichkeit. Was machen sie also? Sie suchen sich durchzubringen auf was immer für eine Art; und da dasjenige, von welchem sie ihren Unterhalt erwarten, nicht hinreichend ist, alle zu befriedigen; so kann man leicht vermuthen, daß es vielen recht elend gehen müsse. Mangel ist ein gefährlicher Feind der Tugend, und verleitet oft den Rechtshafesten zu einem Schritt, den er nie würde gethan haben, hätte ihn nicht die Noth dazu gezwungen. Die Stipendiarii, welche bei dem gemeinen Volke unter dem Namen der Halbguldengeistlichen bekannt sind, haben keine andere Zuflucht, als die Messe. Und glücklich wären sie, wenn jeder Tag ihnen einen halben Gulden zubrächte. Allein woher so viele Messen, um einen jeden davon zu befriedigen? Die Stifts-

messen

messen sind zu wenig, um für alle hinlänglich zu sein. Ein jeder muß sich also bemühen, welche bei andern Leuten aufzutreiben; und da entsteht oft ein Handeln, welches dieses grosse Opfer recht geringfügig machet. Kaum erfährt einer, daß irgend eine fromme Seele einige Gulden für Messen auszugeben gesonnen sei, als er sich schon bestrebet, sie für sich zu erhaschen. Welchen Begriff muß ein solches Betragen von einem Stande erwecken, zu dem sich ein Stipendiarius, ausgerüstet mit solchen Eigenschaften, als ein Mitglied zählt! Zweitens leben diese Messgeistlichen ganz frei, ohne alle Aufsicht. Sie haben nichts zu thun, sobald sie ihre Messe gelesen haben. Um hie und da ein Mittagmal zu erlangen, was thun sie nicht? Sie haben alle Gelegenheiten, und der Müßigang, der Vater aller Laster, kann sie leicht zu Ausschweifungen verleiten. Was ist es also Wunder, wenn ihre Sitten manchmal so verdorben sind, daß sie dadurch ihren Stand verunehren. Und nun wie viele sind Geistliche geworden, welche keinen andern Beruf dazu hatten, als

als die Dummheit ihrer Eltern, oder den Begriff von dem guten und gemächlichen Leben, das man in diesem Stande findet. Die rasende Begierde, welche ehemals unter dem gemeinen Volke geherrschet hat, und bei vielen noch igt herrschet, einen hochwürdigen geistlichen Sohn zu haben, hat gemacht, daß ein Bauer, der zween Söhne hatte, den einen zum Priester bestimmte. Ohne zu untersuchen, ob er Fähigkeit und Beruf dazu habe? mußte der Junge studieren, und Gott weiß, was und wie er studierte. Auch war den Eltern gar nichts daran gelegen; und sie waren zufrieden, wenn ihr einst hochwürdiges Söhnchen nur mit andern glücklich aus einer Schule in die andere durchwischte. Und so gieng es fort, bis man durch vieles bitten, mit unter auch Geschenke von der Herrschaft den Titulum mentæ erhalten, um nur recht geschwind den Sohn zur Freude der frommen Eltern zum Priester weihen lassen zu können. Und da ehemals die Prüfung derjenigen, welche zu diesem Stande verlangten, nicht scharf, ja oft sehr nachlässig war; so erhielt jeder
die

die Weibung, sobald er seinen Titulum
 mensæ im Konsistorium niedergelegt hatte.
 Welche würdige Subjekte da zu diesem so
 ehrwürdigen Stande kamen, die oft als
 Studenten in allen Ausschweifungen, Lie-
 derlichkeiten und rauher Unwissenheit ge-
 lebt hatten, kann man sich leicht denken.
 Und diese sollten nun durch ihre Beispiele
 die andern zur Tugend aufmuntern! Sie,
 die jede üble Gewohnheit mit sich in ih-
 ren neuen Stand mitbrachten. Drittens
 kann man unmöglich die Sitten eines je-
 den so beobachten, um eine genaue Kennt-
 nis von seinem moralischen Lebenswandel
 zu erlangen. Ein jeder, sobald er Prie-
 ster ist, und keinen Ort hat, wohin er in
 die Seelsorge gehen kann, lebt für sich
 allein. Alle sind zerstreut. Wer kann
 von ihren Sitten Rechenschaft geben?
 Wer sich nach ihrer Aufführung erkundig-
 en? Wenn wir also wollen, daß unsere
 Geistlichen auferbaulich, rechtschaffen leben
 sollen, daß ihr Wandel nicht zum Aerger-
 nis, sondern zum wahren Beispiele sei,
 so ist es nöthig, ihre Zahl zu vermindern,
 sie so herab zu setzen, daß ihrer nicht mehr
 seien,

feien, als zur Seelsorge nöthig sind. Man müste nur diejenigen zur Weibung zulassen, welche aus allen die würdigsten wären; die schon in ihren Studierjahren Proben der Gelehrsamkeit, der Frömmigkeit und Gottesfurcht von sich gäben, und die überhaupt in allen ihren Handlungen bewiesen, daß sie den wahren Beruf zum Priesterstande haben. Um aber sich hiervon zu überzeugen, was könnte man thun? Gewisse Häuser errichten, in welchen die Kandidaten durch eine lange Reihe von Jahren geprüfet würden, in welchen man sie zugleich von Jugend auf zu diesen grossen Pflichten vorbereiten könnte. Findet man nun, daß einer keine Fähigkeit habe, daß ihm wahre Gottesfurcht, und auferbauliches Betragen mangelt, so werde er nicht zugelassen. Um aber alle Gelegenheit den Geweihten zu benehmen, irgend auf den Weg der Ausschweifungen zu gerathen, um stets über ihren Wandel eine genaue Aufsicht tragen zu können, so muß man sie so lange in dem Hause, welches zur Aufbewahrung derjenigen Geistlichen bestimmt ist, die den Abgang irgend eines Seelsorgers ersetzen sollen, behalten, bis ein Ort leer wird, den sie antreten sollen. Außer diesen Geistlichen aber muß und kann kein anderer geduldet werden, wenn man wünschet, würdige Männer als Geistliche zu haben. Aber was sind das für Häuser? Eben solche, die der grosse Monarch

nach Deutschlands in seinen Staaten zur Pflanzschule junger Geistlichen errichtet hat, die uns einst würdige Männer zu Seelsorger geben werden. Welchen Dank sind wir ihm nicht schuldig, daß er trachtet, die überflüssige Zahl der Geistlichen zu vermindern, und daß er forget, würdige, weise rechtschaffene Diener dem Altare zu geben! Welchen Dank ist ihm die Religion schuldig, zu deren Besten die Errichtung dieser Priesterhäuser eine von den nützlichsten Bemühungen ist, die man für ihr Wohl unternehmen kann! O möchten alle Fürsten seinem Beispiele nachfolgen! Möchten alle die Zahl der Geistlichen zu verringern suchen! Alle solche Pflanzschulen guter Geistlichen errichten! Welcher Nutzen wäre dies für die Religion, welche Verbreitung der Tugend! Dann würde das Volk würdige Lehrer, nachahmungswürdige Beispiele haben; dann würde dieser Stand, der izt wegen manchen unwürdigen Mitgliedern bei Vielen zur Verachtung geworden ist, wieder dasjenige Ansehen erlangen, das ihm vermög seiner Würde gebühret; dann hätte die Religion wahre, eifrige Verkündiger, und der Altar treue, würdige Diener!
